



Quelle: www.freio4-publizistik.de, 18.2.2014
Städtebau | Berlin | Wettbewerb | Frank O. Gehry

Barkow Leibinger kamen mit ihrem Entwurf bedauerlicherweise nur auf den dritten Platz; ihm gelten viele Sympathien. Dass er nicht gewonnen hat, hängt mit überzogenen Erwartungen zusammen. Die fand sich auch bei jenen, die die Wettbewerbsentscheidung kritisieren. (Bild: Architekten).

Christian Holl

Als wäre nichts gewesen

In Berlin wurde ein Wettbewerb entschieden. Nicht irgendwo in Berlin, sondern am Alexanderplatz. Doch die Diskussion darüber blieb bislang fad. Vielmehr als das, was man aus den 1990ern kennt, war nicht zu lesen. Leider.

„Oh nein, nicht Gehry“, entfuhr es einem Architekturkritiker auf facebook, nachdem Ende Januar bekannt geworden war, dass Frank O. Gehry den Wettbewerb für einen Turmbau für den Alexanderplatz gewonnen hatte. Damit war schon das meiste gesagt, auch wenn sich die Kritikerzunft zu diesem Thema noch ausführlicher äußern sollte, war das im Kern überwiegend die Botschaft: „Oh nein, nicht Gehry“. Claudius Seidl schrieb in der FAS am 9. Februar vom „Unglück, dessen sich die Berliner noch nicht bewusst seien“, Gerhard Matzig meinte in der Süddeutschen vom 31. Januar, „nahezu alle anderen Wettbewerbs-Entwürfe wären hilfreicher und weniger selbstgefällig gewesen“.

Doch es gab auch andere Stimmen. Nikolaus Bernau fürchtete, dass das Projekt durch den Berliner Traditionalismus in Gefahr kommen könne. „Wenigstens hier sollte einmal in Berlin ein exzentrischer Star entstehen dürfen“. Da ist er wieder, der Berliner Architekturstreit, nur im Kleinen, so als solle seine Wiederholung nochmals rechtfertigen, dass man ihn damals geführt hat. Hier wird auf die Aufmerksamkeitsjunkies geschimpft, die meinen, mit Gehry sei ihnen die Aufmerksamkeit gewiss, gleich, wie

gut dessen Entwurf am Ende ist. Dort auf die Berliner Mühle, die interessante Ansätze so lange auf Geschichte und den Kontext verpflichtet, so lange angemessene Materialien, Gliederungen und Anpassungen fordert, bis auch der beste Entwurf zum Mittelmaß zermahlen ist. „Sind denn die letzten zwanzig Jahre vollkommen spurlos an unseren urbanistischen Diskursen vorübergegangen?“ fragte Wolfgang Kil vor fast einem Jahr – auch seither scheint sich nichts bewegt zu haben. Zur Frustration kommt noch, dass sich dem Leser kaum einmal die Chance gegeben wurde, etwas darüber zu erfahren, was beispielsweise an Gehry so schlecht sei, warum der „einst hochinteressante Raumkünstler zum Label mit Wiedererkennungsgarantie und One-Size-Fits-All-Philosophie geworden“ ist (Matzig). Es mag sein, dass es bessere Entwürfe gegeben hat. Barkow Leibingers Entwurf, so Claudius Seidl, hätte die vorhandene Architektur gesehen als „Zeugnis einer Moderne, welche wir als noch längst nicht abgeschlossenes Projekt betrachten sollten“.

Der Streit ist nur Ausdruck des Problems

Aber muss es nicht um anderes gehen? Ist das Problem nicht vielmehr, dass die Aufregung über den Gehry, ob gut oder schlecht, Teil dessen ist, was hier kritisiert wird? Dass in den Mittelpunkt die Architektur gestellt wird, über die dann sie umgebende Stadt beschrieben und definiert werden soll? Dass der Eindruck entsteht, dass ein anderer Entwurf „hilfreicher“ gewesen wäre? Dass deswegen die Stadtplanung die Architektur zu disziplinieren habe? Erreicht ist vorerst nur eines: Die Aufmerksamkeit ist gesichert. Und so wird weiter von einem Masterplan geträumt, der die Architektur zu „definieren“ habe (Matzig), und vom Bestand, der durch den Neubau endlich zu seinem Recht kommen solle, das er im Moment nur deswegen genießt, weil das Geld fehlte – „und so steht die geschmähte Architektur noch heute herum“, ob man das gut heißt oder nicht. Die überforderte Architektur, die schon in den 1990ern eingespannt wurde in die Verpflichtung, im Organismus Stadt brav zu bleiben und dann dort, wo sie dem Diktat entkam, dies um so deutlicher sichtbar gemacht hat. Und die eine Stadt produzieren sollte, wie sie gewünscht wurde, anstatt sie zum Ausdruck einer existierenden werden zu lassen, jene existierende, auf deren Strukturen nicht über Fassaden Einfluss genommen werden kann. Gehrys Entwurf ist nicht das Problem, sondern die Erwartungen, die man an diesen Turm hat, in der Stadt, von außen (es ist ja schließlich unsere Hauptstadt) wie von Seiten des Investors wie Stadtpolitik. Durch die Reaktionen wird man sich nur darin bestätigt sehen, dass es auf den Entwurf ankommt, und schon ist man in einem Gehry-Ja-oder-Nein-Diskurs, einer Entweder-Oder-Diskussion, die schon Ausdruck des Problems ist, mit dem man es hier zu tun hat. Und das so auch nicht zu lösen sein wird.

Die neuen urbanistischen Diskurse

Genau hierin sind die urbanistischen Diskurse weitergegangen. Weder Basta-Politik noch der Entwurf eines schönen Raums genügt den neuen Ansprüchen an Planung. Dass eine vermeintlich im Sinne des Gemeinwohls disziplinierte Architektur keine gesellschaftlichen Wirkungen hat, zeigt sich nirgends offensichtlicher als in Berlin.

Wettbewerb Neubau
Wohnhochhaus Berlin
Alexanderplatz

1. Preis: Gehry Partners LLP, Santa Monica
2. Preis: Kleihues+Kleihues, Berlin
3. Preis: Barkow Leibinger, Berlin

Weitere Information
[competitionline](#)
[Senatsverwaltung für Stadtentwicklung](#)

[baunetz-Meldung](#) (mit Bildern aller Wettbewerbs-
teilnehmer)



Die Herausforderungen der Stadtplanung liegen nicht im Turmbau

Dass die Exaltiertheit am exponierten Standort zu verteidigen genau dem gleichen Muster folgt, weil dies rechtfertigt, an anderen Orten genau diese Exaltiertheit auszuschließen. Aber nicht nur hat sich Berlin anders entwickelt, als in den 1990ern erhofft oder man von der Architektur hoffte, dass sie sie erzwingen würde. An Planung wird auch sonst inzwischen der Anspruch gestellt, viel offener und transparenter die konfliktreichen Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren, sie zur Sprache zu bringen, sie in einen Verhandlungsprozess auch untereinander zu führen. In der Stadt ist man direkt mit dem konfrontiert, was Politik versäumt, was sie an Verwerfungen sozialer, ökologischer, ökonomischer Art hervorruft. Wir wissen inzwischen, dass Bürger zu beteiligen keine naive Vorstellung einer integrativen Gesellschaft zwangsläufig erfüllt, sondern für die erst recht hart zu arbeiten ist. Wie Raum und Bedarf, Ästhetik und gesellschaftliche Integration, Individualität und Gemeinwohl miteinander zu vereinbaren sind – das sind die Anforderungen an Planung, die sich dann auch anders ausdrücken, die andere Möglichkeiten des Zusammenlebens eröffnen sollten, als es mit am 19. Jahrhundert orientierten Raumvorstellungen und Planungsstrategien gehen kann. Regula Lüscher hat das, so sieht es jedenfalls von außen aus, verstanden. Der Gehry war dabei vielleicht nur einfach nicht mehr zu verhindern. Er stellt die neue und nötige Orientierung aber auch nicht mehr in Frage als ein anderer Entwurf es getan hätte. Es wäre daher viel wichtiger, auf das zu schauen, das zu begleiten, zu kritisieren und zu kommentieren, was sich jenseits des Alexanderplatz tut – und wie Architektur das fassen kann, was ein hoffentlich offenen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess hervorbringt. Das ist anstrengender. Auf Gehry schimpfen geht zu leicht.

